

**Erhard Hexelschneider:
Rosa Luxemburg und die Künste.
Rosa-Luxemburg-Forschungs-
berichte. Heft 3,
Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen,
Leipzig 2003, 230 S. (11,50 €)**

Wer sich in der frühen internationalen Arbeiterbewegung einigermaßen auskennt, weiß es: An der Spitze der Parteien standen meistens Persönlichkeiten, die sich durch ein enges Verhältnis zur Kultur, zu den Wissenschaften und zu den Künsten auszeichneten. Paul Lafargue und Antonio Gramsci, Georgi Plechanow, Wladimir Lenin und Leo Trotzki – die Namensliste ließe sich mühelos fortsetzen. Dass der Sozialismus nicht eine Messer- und Gabelfrage ist, sondern eine stolze Kulturbewegung, wie Rosa Luxemburg anlässlich des 70. Geburtstages von Franz Mehring schrieb, entsprach im vollem Maße auch dem Selbstverständnis der meisten führenden Persönlichkeiten der frühen deutschen Sozialdemokratie: Marx und Engels wie Ferdinand Lassalle, August Bebel, Karl Kautsky, Karl Liebknecht, Franz Mehring, Clara Zetkin, um nur einige zu nennen. Und vor allem Rosa Luxemburg. Leider ist dieser Typus eines hochkultivierten, gebildeten, kunstsinnigen Parteifunktionärs, der sein reiches kulturelles Wissen in die Theorie und Praxis der politischen Kämpfe einbringt, später immer mehr verloren gegangen.

Erhard Hexelschneider behandelt in einer systematischen Übersicht Rosa Luxemburgs Verhältnis zu den einzelnen Künsten, insbesondere zur Literatur. Eine derartige umfassende Darstellung kennt die an sich beachtliche Forschungsliteratur über Leben und Werk Rosa Luxemburgs bisher nicht. Zwar wurde in den biografischen Luxemburg-Schriften, mehr oder weniger ausführlich, auf das Kulturverständnis und die künstlerischen Vorlieben der großen Revolutionärin eingegangen, doch fehlte bisher eine größere Studie, die Rosa Luxemburgs Verhältnis zu den Künsten als Ganzes untersucht und ihre künstlerischen Sympathien und Abneigungen, ihre kunstkritischen Urteile und ihre übersetzerischen Fähigkeiten einer genauen Prüfung unterzieht. Hexelschneider hat sich dieser Aufgabe gestellt.

Dabei hat der Leipziger Slawist und ausgewiesene Rezeptionsforscher viele unbekannte oder kaum beachtete Materialien erschlossen und damit die Basis der gesamten Luxemburg-Forschung erweitert. Für weitere Forschungen über das Leben und Werk Rosa Luxemburgs ergeben sich nach der Schrift Hexelschneiders vielversprechende neue Denkansätze.

Was Hexelschneiders Arbeit in der Tat besonders auszeichnet, ist das reiche Material, das er in seiner Studie vorstellt. Der Autor hat Luxemburgs Schriften und Briefe, Erinnerungen von Zeitgenossen, biografische Luxemburg-Darstellungen und andere wissenschaftliche Arbeiten genauestens »durchforstet«. Vieles von dem, was Hexelschneider nach aufwändigen Archivstudien zutage gefördert hat, dürfte weitgehend unbekannt sein. Dabei erhebt der Verfasser keineswegs den Anspruch, er habe die Thematik materialmäßig voll ausgeschöpft. Es liegt im Wesen von Untersuchungen dieser Art, dass ausgiebig zitiert und belegt werden muß. Das geschieht auch in Hexelschneiders Schrift. Bei einem solchen Arbeitsverfahren kann es aber sehr schnell passieren, dass die Interpretation des vorgestellten Materials zu kurz kommt und die Darstellung zu einer Kompilation von Fakten ausufert. Hexelschneider entgeht glücklicherweise dieser Gefahr. Auf der Grundlage des Faktenmaterials interpretiert er ausgiebig und ausgewogen und lässt so Luxemburgs Beziehungen zu den Künsten transparent und nachvollziehbar erscheinen.

Hexelschneider präsentiert seine Forschungsergebnisse in zwei größeren thematischen Komplexen. Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit dem Verhältnis Luxemburgs zu den Künsten und zu einzelnen Künstlern aus verschiedenen Nationalkulturen. Gestützt auf die Selbstzeugnisse Luxemburgs sowie auf die Erinnerungsberichte von Zeitgenossen beschreibt Hexelschneider die Beziehungen Luxemburgs zur Musik, zu den bildenden Künsten und zur schönen Literatur. Als Liebhaberin und Kennerin der schönen Künste war Luxemburg mit der Musik besonders verbunden. Nach eigenen Aussagen liebte sie die Musik grenzenlos. Mozart stand an der Spitze der von ihr geschätzten Komponisten. Johann Sebastian Bach, Beethoven, Wagner und Hugo Wolfs Liedvertonungen interessierten sie sehr, Brahms nahm sie mit Zurückhaltung auf,

Richard Strauß mochte sie überhaupt nicht. Liest man Luxemburgs Äußerungen über die Kunst, so sollte stets bedacht werden, dass Rosa Luxemburg keine professionelle Kunstkritikerin war, dies auch niemals sein wollte. Hexelschneider schildert sie als eine sensible, feinsinnige Rezipientin von Kunst, die von ihr sehr subjektiv und oft unter schwierigen Umständen erlebt wurde. Geistige Auseinandersetzung mit der Kunst ist, so Rosa Luxemburg, für jeden gebildeten Sozialisten unentbehrlich.

Genau so stark wie zur Musik war Luxemburgs Bindung an die Malerei. Namentlich die großen Maler der Vergangenheit hatten es ihr angetan: Rembrandt, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, um nur einige zu nennen. Von den deutschen Malern liebte sie besonders Dürer, Anselm Feuerbach, Hans Thoma, Arnold Böcklin. Die moderne Malerei, die sie vor allem auf den Berliner Sezessionsausstellungen (1912) kennen lernte, sagte ihr allerdings überhaupt nicht zu. Zu zahlreichen Malern unterhielt Rosa Luxemburg nähere Kontakte. Zu ihren Malerfreunden gehörten der bekannte Bühnenbildner Hans Kautsky, der Bruder von Karl, Georg-Friedrich Zundel, der zweite Mann von Clara Zetkin, und die russische Malerin Sarudnaja-Cavos, die wiederum mit Ilja Repin, dem führenden Vertreter der russischen realistischen Malerschule, gut bekannt war. Mit der Malerei fühlte sich Luxemburg besonders verbunden, weil sie von 1908 an selbst malte und modellierte. Leider ist von ihren künstlerischen Arbeiten relativ wenig erhalten geblieben, von dem Vorhandenen kaum etwas publiziert.

Wie Hexelschneider mit reichem Material belegt, galt Luxemburgs größtes Interesse der schönen Literatur. Bücher, auch wissenschaftlicher Natur, »sind mein Entzücken«, bekannte Rosa Luxemburg. Es ist in der Tat faszinierend, was sie alles gelesen und geistig verarbeitet hat, und das unter Lebensumständen, die ihr, einer Parteiarbeiterin, alles andere als Muße und beschauliche Stunden gewährten. In der Belletristik bevorzugte Rosa Luxemburg vor allem die klassische Literatur von Homer und Shakespeare bis Goethe und Mickiewicz.

Im zweiten Teil seiner Arbeit behandelt Hexelschneider die Beziehungen Rosa Luxemburgs zur russischen Literatur, der sie besonders nahe gestanden hat. Man kann dem Verfasser

folgen, wenn er schreibt, dass ihre Liebe zur russischen Literatur eine lebenslange Haltung ausmachte. Das hat gewiss viel mit ihrer Herkunft und mit ihrer geistigen Biografie zu tun (russisch-polnisch-jüdische Studentenkolonie in Zürich!), jedoch noch mehr mit ihrer Auffassung von dieser Literatur, die in der deutschen Vorkriegssozialdemokratie sehr verbreitet war. Eine Anklage-, eine Kampf-, eine Trotzliteratur – so hatte Franz Mehring den russischen Realismus charakterisiert, und es lag auf der Hand, dass sich die deutschen Sozialisten von einer solchen Literatur außerordentlich stark angezogen fühlen mussten. So auch Rosa Luxemburg, für die die sozialkritische Literatur der Russen eine Dichtung verkörperte, die »aus Opposition zu dem herrschenden Regime, aus Kampfgeist geboren wurde« und sich mit ihrer künstlerischen Gestaltungskraft an die Spitze der europäischen Literaturen gesetzt hatte.

Hexelschneider geht das Problemfeld der vielfältigen Beziehungen Rosa Luxemburgs zur russischen Literatur sehr komplex an. Hier kommen seine reichen Erfahrungen als slawistischer Kultur- und Literaturhistoriker voll zum Tragen. Ausführlich analysiert er Rosa Luxemburgs Konzept der russischen Literatur. Das geschieht in einer gründlichen Interpretation der unter dem Titel »Die Seele der russischen Literatur« bekannt gewordenen Einleitung zu der von ihr im Gefängnis übersetzten »Geschichte meines Zeitgenossen« von Wladimir Korolenko. Dabei wird deutlich, dass dieser glänzend geschriebene Essay, eine erste marxistische Gesamtdarstellung des literarischen russischen Realismus, die Grenzen der Literaturhistorie weit überschreitet. Der Essay (im Juli 1918 abgeschlossen) ist eine sehr persönliche Auseinandersetzung Luxemburgs mit eigenen existenziellen Problemen, die sie in dieser Zeit bewegten: Gewalt, Glück, Mitleid, Leben und Tod. Bedauerlicherweise wird dieser Aspekt des Luxemburgschen Essays vom Verfasser nicht noch weiter verfolgt, ebenso wie der Umstand, dass Luxemburg parallel zum Einleitungssessay über Korolenko an dem Manuskript »Die russische Revolution« arbeitete, das unvollendet geblieben ist. Interessante Berührungspunkte und Querverbindungen wären bei näherer Betrachtung nicht auszuschließen.

Das Buch Hexelschneiders schließt eine empfindliche Lücke in der deutschsprachigen Luxemburg-Literatur. Wie aus der Vorbemerkung hervorgeht, hat die Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen diese Publikation ermöglicht. Sie hat sich mit dieser Schrift selbst ein schönes Geschenk bereitet und ihrer Namenspatronin eine würdige Referenz erwiesen.

MICHAEL WEGNER

Detlef Nakath,
Gerd Rüdiger Stephan (Hrsg.):
Entweder es geht demokratisch –
oder es geht nicht.
Klaus Höpcke – Kolloquium
anlässlich seines 70. Geburtstages,
GNN Verlag Schkeuditz 2004,
256 S. (14,90 €)

Wer wie der Rezensent die Veranstaltung versäumen musste, sollte zu diesem Buch greifen, das die Reden dokumentiert, die in den Räumen der Berliner »Hellen Panke« aus Anlass von Klaus Höpckes 70. Geburtstag gehalten wurden. Sie bilden alles in allem ein Angebot, sich mit der Geschichte der DDR auseinander zu setzen, natürlich unter dem besonderen Gesichtswinkel, den der Anlass des Treffens prägte. Mehr noch: mancher Beitrag fordert dazu kräftig heraus.

Dies freilich wird auch schon im Gedruckten bestritten. Durch Wolfgang Leonhard, einen der Teilnehmer und Redner, der seinem Text einen Nachtrag angefügt hat, in dem er Unbehagen über den Verlauf des Kolloquiums ausdrückt. Erstens sei es im Hinblick auf die DDR viel zu unkritisch, ja beschönigend zugegangen. Und zweitens hätten wiederholte Bezugnahmen auf Initiativen, die sich darauf richteten, im ostdeutschen Staate mehr Demokratie zu wagen, diesen eine Bedeutung zugemessen, die ihnen in Wirklichkeit nicht zugekommen sei.

Selbst wer die Berechtigung dieser Kritik nicht bezweifeln würde, hätte zweierlei zu bedenken. Unabhängig von ihrem Ausmaß und ihrer Wirkung bleiben alle Bestrebungen, der neuen Gesellschaft eine breite Basis in allen Schichten und Klassen dauerhaft zu schaffen,

denkwürdig und aufbewahrenswert. Sie könnten ja noch von Nutzen sein. Mit Hacks gesprochen: Heute nicht. Morgen doch. Sodann zur generellen, zweimal ausdrücklich an den mit seinen Erinnerungen befassten Jubilar gerichteten Forderung, es müsse, um einen Dichter ganz anderer Herkunft und Tradition zu bemühen, an die Betrachtung der DDR doch mehr roter Pfeffer gegeben werden. Es soll dem Kritiker nicht geraten werden, sich einer der Veranstaltungen auszusetzen, in denen blinder Hass gegen die DDR die Atmosphäre bestimmt. (Man braucht nach ihnen nicht lange zu fahnden.) Er muss sich auch nicht ein einziges Elaborat jener massenhaft verfügbaren Literatur antun, in der einstigen DDR-Bürgern ein vertanes Leben angedichtet wird und eingeredet werden soll, sie hätten nur in gesellschaftlichen Nischen und geschützt vor der Obrigkeit kurze freudvolle Momente erlebt. Er könnte einzig bei nüchterner Überlegung und ohne Überanstrengung von Phantasie darauf kommen, dass von den Teilnehmenden in Pankow so wenig wie sonst anderswo Eindrücke aus ihrer soeben erlebten Gegenwart an der Garderobe abgegeben werden konnten. Dazu gehören: die Haltung der Regierung der Bundesrepublik zu Ansprüchen, die aus der Bodenreform herrühren, die Bestimmungen über die Ostrenten und die Fortdauer der Straffrenten, am Orte selbst die Haltung des Berliner Senats und der Abgeordnetenmehrheit, die der wissenschaftlichen Leibniz-Societät eine Jahreszuwendung von – sage und schreibe – 30 000 €, die in erster Linie darauf verwendet würden, wissenschaftliche Arbeiten zu publizieren, nicht nur verweigern, sondern zu diesem Entscheid noch diffamierende Sprüche liefern, und vieles andere und ähnliches mehr. Das muss unvermeidlich auch seinen wie immer gebrochenen Niederschlag in einer Veranstaltung finden, selbst wenn sie der Heiterkeit eines Jubiläums nicht entbehrt. Wen kann das ernstlich verwundern? Die Rede ist von einer »Geschichte, die noch qualmt«. Wie edel hat sich die eine Seite zu verhalten, wenn Dreckschleudern auf der anderen auf Dauerfeuer gestellt sind? Sie muss und darf in ihrem eigenen Interesse Gleiches nicht mit Gleichem zurückgeben. Und das tut sie auch nicht. Etwas Erstaunen wäre angebracht angesichts von Gelassenheit und Souveränität, mit der Gesell-

schaftswissenschaftler und Schriftsteller, auch Politiker und Publizisten versuchen, sich mit der Vergangenheit des untergegangnen Staates, der gescheiterten Gesellschaft und mit ihrer Rolle darin zu befassen, auch sich mit ihr abzuschinden.

DDR-Geschichte war an diesem Tage durchaus nicht der Gegenstand aller Reden. Die Veranstalter hatten für die Wahl der Themen weite Spielräume geöffnet. Während sich die älteste, von Moskau angereiste Teilnehmerin, Jewgenija Kazewa, ihrer Begegnungen mit dem Jubilar erinnerte und darüber sprach, was sie auf dem jeweiligen Feld der Editions politik zum Nutzen von Literaturinteressierten erreicht hatten, erörterte die jüngste Gratulantin, Sahra Wagenknecht, die Alternativen und Perspektiven der demokratischen Sozialisten. Während Schriftsteller neuere Texte bekannt gaben und Hermann Kant aus seinem Privatarchiv einen Brief beisteuerte, den er 1989 an Erich Honecker geschrieben hatte, um die Absetzung Höpckes als stellvertretender Kulturminister zu verhindern, beteiligte sich der frühere stellvertretende PDS-Vorsitzende Dieter Dehm mit einer Nachdichtung des Liedes der italienischen Partisanen »Bella ciao«. Genosse Höpcke Mitsstreiter aus dessen »Thüringer Zeit« sprachen zu Entwicklungen im CDU-beherrschten Freistaat, und Steffen Kachel, dort ein Landtagsabgeordneter, griff gar noch hinter das Geburtsjahr des Geehrten zurück und erörterte das sozialistische Reformprojekt in Thüringen 1921-1923, worüber sich gewiss Näheres in seiner Dissertation erfahren lassen wird. Lothar Bisky und Hans Modrow, jener Vorsitzender, dieser Ehrenvorsitzender der PDS, erinnerten sich wiederum an die Gründungszeit der Partei, in der Höpcke ebenso eine aktive Rolle spielte wie in späteren Programdebatten.

Auch mit der Überschrift »Beiträge zu einer Biografie des Jubilars« wären die Texte mithin nicht falsch deklariert gewesen. Der wird manchen für seine autobiografische Arbeit heranziehen, zu der er wegen der Übernahme anderer Verpflichtungen immer wieder auch gedrängt werden muss. Ein Sammelsurium also? Kein Leipziger, aber ein Berliner Allerlei, so dass die Erörterung des großen und immer wieder heiß und auch erbittert umstrittenen Demokratiethemas sich nur auf Zufallstreffer reduzierte? Das verhinderte nicht die

Regie, sondern der »roten Faden«, den das Wirken Höpckes als FDJ-Funktionär, »Bücherminister« und »Transformator« auf dem steinigen Weg von der SED zur PDS abgab. Da stellte sich ihm, seinen Genossen und Mitsreitern die Frage »Wie hältst du es mit der Demokratie« permanent und auch, insbesondere während seiner Jahre als Landtagsabgeordneter in Erfurt, die komplementäre »Wie halten es die Anderen mit ihr«. Die russische Germanistin, Übersetzerin und Herausgeberin Kazewa hat zur Generalaussage, die im Thema getroffen war, leise, aber deutlich einen Einwand angemeldet. Der besagt etwa: Auch wenn die Zustände widrig und wenig oder nicht demokratisch sind, müsse versucht werden, das Vernünftige zu tun, aufklärend zu wirken. Erst am Resultat werde man erkennen können, ob »es geht« und »wie viel gegangen ist«. Das konnte nicht nur als Erfahrung aus ihrer früheren Arbeit und Bekenntnis zu einer in der Vergangenheit liegenden Haltung gehört, sondern auch auf die Gegenwart der Bundesrepublik bezogen werden, in der demokratische Forderungen, die Volkes Stimme und Interesse geltend machen wollen, auf mehr Gegen- als Rückenwind stoßen.

Höpcke wurde mehrfach lobend bestätigt, dass er den Literaturbetrieb in der DDR bis zu deren Ende zu demokratisieren, von ideologischen, politischen und bürokratischen Fesseln zu befreien suchte. Seine eigene Sicht auf Vorgänge und Ergebnisse dieser aufreibenden – auch seine Gesundheit treffenden und gefährdenden – Bestrebungen dürfte in manchem kritischer sein als die ihm vorgetragene. Denn zu wenig wurde akzentuiert, wie viele Kräfte verbraucht wurden, wie viele denkbare Erfolge der Gesellschaft unerreich blieben, weil unbegründete Sorgen, ja Angst um den Machterhalt (und nicht selten einfach Unwissenheit bis zur Dummheit) lähmend, abstoßend, zerstörerisch wirkten. Nur eben, darauf haben mehrere der Gratulanten bestanden, über dem Elend vieler Alltage, dem sich ein erheblicher Teil der Forschungen zur DDR-Vergangenheit heute vorzugsweise und mit Scheuklappen zuwendet, darf nicht vergessen werden, dass im ostdeutschen Staat eine Literatur entstand, die Millionen mit Gewinn für ihr eigenes Denken und Verhalten lasen und über deren nationalen und internationalen Rang das »letzte« Wort

schwerlich aus dem Blickwinkel der »Sieger der Geschichte« gesprochen werden wird.

Also kein theoretischer Tiefgang im Kolloquium? Dann hätte, was gelegentlich schon passiert ist, Uwe Jens Heuer ferngehalten werden müssen. Undenkbar, angesichts des Zusammenwirkens beider im Marxistischen Forum, jener Gruppierung in der PDS, deren Mittuende selbstbewusst meinen, ihre Partei besitze ohne eine marxistische Strömung in ihr keine Aussicht auf dauerhafte Existenz in der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Heuers Thema »Können Politiker Demokraten sein?« war zwar leichthändig formuliert und seine Antwort »In Ausnahmefällen ja« verwies auf Klaus Höpcke. Doch begann der Rechts- und Staatswissenschaftler seine tour d'horizon mit einer Kritik an den Auffassungen von Marx und Engels und einem Verweis auf ungelöste Widersprüche in deren Auffassungen über den künftigen Staat und die Fehlprognose von dessen raschem Absterben.

Im Anhang des Bandes sind Dokumente gedruckt, die aus der Tätigkeit des Jubilars herrühren oder in diesem Zusammenhang entstanden, sodann eine Bibliografie seiner Aufsätze und Artikel. Den Schluss bildet ein Sammler von Zeitungsbeiträgen, die aus Anlass von Höpckes Geburtstag erschienen und in denen über das Kolloquium berichtet wurde.

KURT PÄTZOLD

Michael Schumann:
Metamorphosen von Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein,
 VSA-Verlag Hamburg 2003,
 176 S. (14,80 €)

Der Anspruch ist hoch: Michael Schumann will mit seinem Band »der Erneuerung von Solidarität in einer von Ausgrenzung und Spaltungen durchzogenen Arbeitsgesellschaft« dienen. Schumann ist Leiter des SOFI, des Göttinger Soziologischen Forschungsinstituts und Autor des Standardwerkes »Das Ende der Arbeitsteilung?«, das er gemeinsam mit Horst Kern verfasste.

Von Anfang an hat sich Schumann mit der industriellen Gruppenarbeit beschäftigt. In den

80er Jahren wurden Manager europäischer Automobilkonzerne durch die Erfolge der japanischen Konkurrenz aufgeschreckt. Asiatische Fahrzeuge waren konkurrenzfähig geworden und drangen auf den Markt. Hauptvorteil der japanischen Konzerne war jedoch – so das Ergebnis einer Studie der Unternehmensberatung Mc Kinsey – nicht das niedrige Lohnniveau, sondern die Arbeitsorganisation. Die als »Toyotismus« bezeichnete Organisationsform ist von Gruppenarbeit geprägt.

In der Bundesrepublik propagierten Manager und Unternehmensberater die Einführung dieser neuen Arbeitsform den Belegschaften gegenüber mit dem Argument, es werden bei den Neuerungen auch die Interessen der Beschäftigten berücksichtigt. Die bisher übliche Fließbandarbeit war eine radikale Arbeitsteilung. Jeder Beschäftigte in einem Arbeitsbereich hatte andere Tätigkeiten oder Handgriffe am Band auszuüben, die sich oft wiederholten. Eine gegenseitige Vertretung war kaum möglich.

Gruppenarbeit sollte anders sein: Die Arbeiter sollen in Gruppen arbeiten und dabei über ein etwa gleich hohes Qualifikationsniveau verfügen und sich gegenseitig nach dem Job-Rotationsprinzip vertreten können. Indirekte Tätigkeiten – wie Arbeitsvorbereitung und Instandhaltung – werden integriert und die Entscheidungsbefugnis der Arbeiter wird erhöht. Fragen der Arbeitsverteilung werden in der Gruppe weitestgehend autonom entschieden.

Dieses Idealbild von Gruppenarbeit scheint nur durch Rationalisierungsbestrebungen der Unternehmen negativ beeinflusst zu werden, da der kontinuierliche Verbesserungsprozess zur Reduzierung von Tätigkeiten führen kann und deshalb zum Abbau von Arbeitsplätzen führt. Dies scheint jedoch bei Gruppenarbeit nur die eine Seite der Medaille zu sein, da die Beschäftigten die Erweiterung der Arbeitsinhalte und Verantwortungsbereiche begrüßen. Die Arbeitgebervereinigung Gesamtmetall betont, dass Produktivitätssteigerungen in der Vergangenheit vor allem auf den Einsatz verbesserter Technik zurückzuführen waren. »Es kommt aber nicht auf die Technik allein an. Das richtige Zusammenwirken von Mensch, Technik und Organisation bringt die entscheidenden Wettbewerbsvorteile. Die Effizienz von Technik zeigt sich erst, wenn sie von qualifizierten und motivierten Mitarbeitern als Arbeitsmittel genutzt wird.«

Der vermeintliche Kompromiss zwischen den Interessen der Beschäftigten und denen des Unternehmens, dass Humanisierung der Arbeitsbedingungen und Effizienzsteigerung gleichrangig berücksichtigt werden, scheint jedoch immer mehr zum Etikettenschwindel zu verkommen. Denn die Praxis zeigt: Die geringe Zunahme an Entscheidungsbefugnissen wird ergänzt um ein enormes Anwachsen der Leistungsverdichtung und setzt jedes Gruppenmitglied einem enormen Stress aus. Die Humanisierung der Arbeit spielt in der Praxis eine immer geringere Rolle. Durch den KVP-Prozess rationalisieren Arbeiter oft den eigenen Arbeitsplatz. Beispielsweise fallen »Verschnaufpausen« weg und setzen sich so die Beschäftigten unter Druck. Auch nehmen Unternehmer zugesicherte »Gruppen-Autonomie-rechte« – etwa die freie Gestaltung der Arbeitsabläufe oder die Wahl eines Teamsprechers – zurück, selbst wenn sich die Regelungen aus Sicht der Gruppenmitglieder bewährt haben.

Richard Sennett, amerikanischer Soziologe, sieht Gruppenarbeit als Instrument der Unternehmer an, um den Arbeitern zu vermitteln, dass die Gruppe eigenständige Entscheidungen trifft und Autonomieansprüche hat. Dabei achtet das Management darauf, dass sie »weder das grundsätzliche Wesen des Produktionssystems verändern noch die Organisation der betrieblichen Machtstruktur bedrohen«, zitiert er die Arbeitsforscherinnen Eileen Applebaum und Rosemary Batt (Richard Sennett: *Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 2000).

Die Innenstruktur der einzelnen Gruppen wird vom Druck geprägt, der auf den einzelnen Arbeitsteams lastet. Die Arbeiter kontrollieren sich intern gegenseitig, da viele nur so die vorgegebenen Gruppenziele für erreichbar halten. »Gibt es langsam arbeitende Kollegen? Wer ist öfters krank?« So werden gesundheitlich angeschlagene Beschäftigte oftmals durch die eigenen Kollegen unter Druck gesetzt, ohne dass dies vom disziplinarischen Vorgesetzten ausgeht.

Zunehmende Entsolidarisierung, Anwesenheits- und Leistungsdruck sowie Leistungskontrolle innerhalb der Gruppen zählen zu den Folgen. Viele Arbeiter leiden unter diesem indirekten Druck des Managements.

Schumann hat auch das VW-Projekt »5000 mal 5000« untersucht. Diese Untersuchungen werden in dem Band jedoch nicht berücksich-

tigt (Frankfurter Rundschau vom 10. 10. 2003). Das VW-Konzept »5000 mal 5000« gilt vielen Vertretern der Automobilindustrie, aber auch manchem Gewerkschafter als Vorzeigemodell zur Schaffung neuer Arbeitsplätze. In einer ersten Studie hat das SOFI-Institut Ergebnisse ausgewertet.

Formalqualifikationen waren bei den Bewerbern von geringer Bedeutung. »Talente für den Automobilbau« wurden gesucht. Die einzustellenden Arbeiter müssten »Eigenverantwortung, Lernfähigkeit und -bereitschaft, Integrität und industrielle Affinität mitbringen«, lauteten die Anforderungen von VW. Die Arbeiter seien hoch motiviert, resümiert Schumann.

Die Drohung des Konzerns, Arbeitsplätze nach Tschechien zu verlagern, setzte die IG Metall enorm unter Druck. Die von der Volkswagen AG angekündigten Einstellungen von 5000 Arbeitslosen mit einem Monatsgehalt von 5000 DM stellten sich im Laufe der Verhandlungen zwischen IG Metall und VW-Vorstand als reiner Marketing-Trick des Autokonzerns dar. Nur 3500 Neueinstellungen sind in Wolfsburg für die Produktion angedacht. Weitere 1500 könnten möglicherweise in einigen Monaten in Hannover zur Microbus-Herstellung entstehen.

Der Versuch jedoch, unternehmerische Risiken noch stärker auf die Beschäftigten zu verlagern, ist der VW-Führung gelungen. Die Mitarbeiter haben »ein hohes Maß an persönlicher Verantwortung für Produktionsstückzahl und Qualität zu tragen«, betonte VW-Vertreter Josef-Fidelis Senn. Zwar gilt auch in der neuen VW-GmbH die 35-Stunden-Woche. Die Arbeitszeit richtet sich nach den Produktionsbedürfnissen. Liegen viele Aufträge vor, wird die Wochenarbeitszeit erhöht und auf das Wochenende ausgeweitet. An bis zu 30 Samstagen kann VW jährlich sogar in der Spätschicht über die Belegschaft verfügen.

Die tarifvertragliche Regelung zur Produktionsqualität stellt einen besonderen Erfolg für die Unternehmensleitung dar. Treten Fehler im endmontierten Fahrzeug auf, die auf Maschinenprobleme oder Mängel der Vorprodukte zurückzuführen sind, sind die Arbeiter verpflichtet, diese nach Schichtende ohne Bezahlung zu beheben, was zur erheblichen Verlängerung der formal vorgesehenen 35-Stunden-Woche führt.

Der gewerkschaftliche Grundsatz »gleicher Lohn für gleiche Arbeit« wird durch das »5000

mal 5000«-Konzept infrage gestellt. Arbeiter der eigens gegründeten Auto-5000-GmbH erhalten nicht die Tariflöhne und Schicht- und sonstigen Zulagen wie die VW-Belegschaft im Stammwerk, sondern bis zu 40 Prozent weniger als die Alt-Kollegen im Stammwerk.

Zum Bewusstsein der Arbeiter gibt die SOFI-Untersuchung auch Aufschluss. Die Analyse zeigt, dass den Beschäftigten der Interessenkonflikt zwischen Kapital und Arbeit durchaus bewusst ist. Zwar sehen die Auto-5000-Arbeiter durch betriebliche Zwänge die »Bemühung um Wirtschaftlichkeit als Aufgabe aller Akteure« (Schumann). Auf Gewerkschaften und Betriebsräte möchten sie aber nicht verzichten. Diese sollten vielmehr den wirtschaftlichen Erfolg von VW zwar berücksichtigen, aber nicht über die Wahrnehmung der Interessen der Beschäftigten stellen.

Schumann sieht für die Zukunft eine wichtige Rolle der Arbeitssoziologie. Da der Zugriff auf die »Gesamtpersönlichkeit der Beschäftigten« stärker wird, kann innovative Arbeitspolitik dazu beitragen, die Arbeit menschenwürdiger zu gestalten. »Ich erwarte für die nächsten Jahre eine Renaissance der Industriosociologie, weil wir uns wieder an einem gesellschaftlichen Wendepunkt befinden, in dem Arbeit rethematisiert wird«, resümiert Schumann. Diese Erwartung wird jedoch nicht nur von dem – von Schumann immer wieder beschriebenen – Bewusstsein der Arbeiter abhängen. Entscheidend wird die Durchsetzungskraft und der Willen der Gewerkschaften zur Auseinandersetzung mit der Kapitalseite sein.

MARCUS SCHWARZBACH

Hella Hertzfeldt, Katrin Schäfgen
(Hrsg.): **Demokratie als Idee**
und Wirklichkeit:
Erstes Doktorandenseminar
der Rosa-Luxemburg-Stiftung,
Karl Dietz Verlag Berlin 2002,
194 S. (9,90 €)

Die Frage danach, was Demokratie ist, wird seit ca. 2000 Jahren immer wieder neu aufgeworfen und die Antworten darauf sind durch-

aus vielfältig. Unter der Überschrift »Demokratie als Idee und Wirklichkeit« haben sich Doktoranden der Rosa-Luxemburg-Stiftung mit diesem alten und junggebliebenen Problem beschäftigt und dabei gleichzeitig einen Einblick in den Stand ihrer wissenschaftlichen Arbeit gegeben. Die daraus resultierenden Texte dokumentieren die Mannigfaltigkeit der Betrachtungsweisen, sind jedoch durch einen Grundgedanken miteinander verbunden: Um Demokratie zu realisieren, bedarf es einerseits eines aktiven kollektiven Handelns, andererseits einer kritischen Auseinandersetzung bisher vorliegenden Wissens über Demokratie. Das findet derart seinen Niederschlag in den einzelnen Beiträgen, dass sowohl der gesellschaftliche Kontext, in dem die Demokratieauffassungen entstanden, beleuchtet wird, als auch theoretische Hintergründe demokratischer Bewegungen befragt werden. Gemeinsam ist den Beiträgen weiterhin der kritische Geist, der Demokratieauffassungen und -bewegungen auf ihr emanzipatorisches Potenzial hin abklopft und ihre Praxiswirkungen untersucht.

Die vorliegenden Texte lassen sich in zwei große Gruppen gliedern: Gegenstand des einen Teils ist die direkte Auseinandersetzung mit Ideen einzelner Personen. So setzt sich Olaf Miemiec mit dem Begriff der Diktatur des Proletariats bei Marx, Engels und Lenin auseinander. Steffen Kachel dagegen untersucht sozialdemokratische und kommunistische Demokratievorstellungen am Beispiel Karl Kautskys, Kurt Schumachers und Hermann Brills zwischen 1918 und 1945. In seiner Analyse von Karl Poppers Demokratieverständnis kommt Jürgen Nordmann zu dem Resultat, dass dieses auf eine »Methodendemokratie« reduziert ist und neoliberale Züge trägt. Thomas Schubert wiederum zeigt anhand des unveröffentlichten Essays von Rudolf Bahro »Die Befreiung aus dem Untergang der DDR«, wie vieldeutig interpretierbar und welchen Missdeutungen Bahro ausgesetzt ist. Das Verhältnis von Repräsentation und Volkssouveränität – die beiden Pole des Diskurses moderner Demokratietheorien – wird von Naif Bezwan in kritischer Auseinandersetzung mit Carl Schmitt und Gerhard Leibholz dargestellt.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen befasst sich mit Demokratisierungs- bzw. Entdemo-

kratisierungsprozessen. Klaus Lederer problematisiert die Privatisierungsbestrebungen der bundesrepublikanischen Entwicklungspolitik beim Zugang zum Wasser in den Entwicklungsländern. Die Gefahren einer Kontrollgesellschaft, die aus den Möglichkeiten technischer Überwachung erwachsen, werden von Christine Ketzer verdeutlicht. Mögliche Chancen und Widersprüche demokratischer Entwicklungen im arabischen Raum untersucht Sabah Alnasseri. Peter Birke analysiert die Debatte um Wirtschaftsdemokratie und Mitbestimmung, die in den Streikbewegungen der Bundesrepublik im Zeitraum von 1967 bis 1973 geführt wurde. Welche Rolle die Mapuche-Bewegung in Chile im Demokratisierungsprozess innehat und welche Probleme aus der neoliberalen Entwicklung erwachsen, wird von Olaf Kaltmeier beschrieben. Chancen und Grenzen weiblicher Partizipation an Öffentlichkeit und Demokratie im deutschen Kaiserreich stehen im Mittelpunkt der Ausführungen von Mirjam Sachse.

Eine Ergänzung zu den Beiträgen der Promovierenden sind die Texte von Prof. Matthias Gatzemeier aus Aachen über das allmähliche Werden der Athenischen Demokratie und von Michael Efler und Ralph Kampwirth vom Verein »Mehr Demokratie« e. V. Sie verdeutlichen sehr plastisch, dass der Anspruch, Demokratie als Volksherrschaft auszugestalten, wie es die Athenische Demokratie vorsah (bei all ihren klassenbeschränkten Auffassungen, wer dem Volk zugehörig sei), durchaus auch heute ernsthafte Vertreter hat, die sich nicht mit der parlamentarischen Demokratie allein zufrieden geben.

Der Band vermittelt einen guten Eindruck vom gegenwärtigen Stand der vorwiegend unter Nachwuchswissenschaftlern geführten wissenschaftlichen Diskussion und belegt deren hohes theoretisches Niveau. Er macht gleichzeitig neugierig auf die Dissertationen, die in nächster Zeit zu erwarten sind.

NINA NEUHAUS

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

Bestellkupon

An
UTOPIE kreativ – Redaktion
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin

- Ich abonniere UTOPIE kreativ zunächst für ein Jahr zum nächstmöglichen Termin zum Preis von 57 € incl. Versand (Inland) bzw. 75 € (Ausland).
- Ich abonniere UTOPIE kreativ im Förderabonnement zum Preis von 75 € incl. Versand.
- Ich bestelle das aktuelle Heft zum Preis von 6 € bzw. 10 € (Doppelheft)
- Ich bestelle ein kostenloses Probeheft
- Ich bestelle ein Heft/mehrere Hefte der Nummern 123 bis 146 zu je 2,50 €
- Ich bestelle ein Heft/mehrere Hefte der Nummern 1 bis 122 (soweit vorrätig) zum Preis von je 1 €

(bitte ankreuzen)

.....
Name, Vorname

.....
Straße

.....
PLZ, Ort

.....
Kontonummer

.....
BLZ / Geldinstitut

.....
Datum/Unterschrift:

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn nicht spätestens 4 Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraumes schriftlich gekündigt wird. Meine Bestellung kann ich innerhalb von 14 Tagen widerrufen. Es gilt das Datum des Poststempels.

Datum, 2. Unterschrift